

Ein Conflict zwischen der Censur der helvetischen Republik und der zürcherischen Hülfsgesellschaft, über das Neujahrsblatt auf das Jahr 1803

Autor(en): **Meyer von Knonau, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **11 (1888)**

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Conflict zwischen der Censur der helvetischen Republik und der zürcherischen Hülfs-gesellschaft, über das Neujahrsblatt auf das Jahr 1803.

Von G. Meyer von Knonau.

Die Gefahren, welche die Stadt Zürich im September 1802 wegen ihrer Gehorsamsweigerung gegenüber der helvetischen Regierung in Bern bedroht hatten, waren vorüber gezogen. In den Morgenstunden des 10. September von der Westseite, seit Mitternacht in der Nacht vom 12. auf den 13. des Monats von Osten her hatte General Andermatt die Stadt beschossen, ohne einen Erfolg zu erzielen; vielmehr sah er sich durch die auch in der größeren Nähe von Bern selbst zu Tage tretenden Bewegungen veranlaßt, zum Schutze seiner Regierung in der Richtung gegen diese Stadt abzuziehen. Da machte der erste Consul durch die Absendung seines Adjutanten, Brigadegeneral Rapp, der inzwischen von Bern nach Lausanne entflohenen helvetischen Regierung Lust, freilich so, daß Bonaparte's eigene Vermittlung in unabweislicher Art für die Schweiz angekündigt wurde. Die während des Aufstandes gebildeten Behörden sollten aufhören; Deputirte wurden nach Paris zur Berathung mit dem Consul über die neue Verfassung eingeladen; in der Zwischenzeit sollte die entwurzelte Centralregierung noch einmal von Bern aus die Zügel führen, und in die Schweiz rückten nochmals die französischen Truppen ein.

Zu diesen Maßregeln, welche der Bewegung vom September zuwider liefen, zählte nun auch, daß in Zürich die Censur der helvetischen

Regierung wieder in Kraft gedieh, und mit dem Censor, Rordorf „auf dem Münsterhof“¹⁾, kam die zürcherische Hülfsgeellschaft in Zwist, als sie sich zur Austheilung ihres Neujahrsblattes auf das Jahr 1803 rüstete.

Die mitten in den Stürmen des Kriegsjahres 1799 entstandene zürcherische Hülfsgeellschaft hatte auf Neujahr 1801 in rühmlicher Nach-eiferung anderer zürcherischer Vereinigungen angefangen, „zum Nutzen und Vergnügen der Vaterstädtischen Jugend“ Neujahrsblätter anzubieten²⁾. Der Verfasser dieses ersten Heftes, sowie der darauf folgenden war der Theologe Johannes Schultheß. Man kennt diesen seit 1816 im Range eines Chorherrn stehenden Lehrer der Theologie insbesondere als den schweizerischen Vertreter des älteren Rationalismus. Daß aber dieser nüchtern verständige Mann auch von einer altväterischen, einfachen Frömmigkeit erfüllt, daß er der Bekenner schlichter, altschweizerischer Gesinnung war, das zeigen vielleicht am besten diese Neujahrsstücke der Hülfsgeellschaft, in denen er in ganz ungekünstelten Worten der Jugend in das Herz zu reden wußte. So erzählte er in dem Blatte für das Jahr 1802 einzelne Züge aus den Leiden der Nidwaldner in den Septembertagen von 1798, vorzüglich die Erlebnisse einer Frau Elisabeth Odermatt in Stans, und äußerte sich dabei in nachfolgender Weise: „Der Schreiber dieses Blattes benutzte dabey einen Aufsatz, der von der Odermattin selbst einem Landsmann in die Feder gesagt worden. Ich that nichts anders, als abschreiben, den Worten und Sätzen ein wenig Ordnung leihen, der Orthographie nachhelfen, den Eigenheiten der Unterwaldner-Sprache begegnen, und etwas

¹⁾ Salomon Rordorf war geboren 1771 und zählte in der helvetischen Revolution zu den eifrigen Anhängern der Patriotenpartei in Zürich: nach einer mündlichen Andeutung wäre es nicht ganz zufällig gewesen, daß im Frühjahr 1798 der Freiheitsbaum in der Nähe seines Hauses (Münsterhof Nr. 115) aufgerichtet wurde. In der Zeit der Restauration gehörte er als Mitglied dem Großen Rathe an. Doch muß er, als er am 7. April 1832 starb, der Aufmerksamkeit weiterer Kreise entzogen gewesen sein. Wenigstens läßt sich in keinem zürcherischen Blatte eine Erwähnung seines Todes finden.

²⁾ Vgl. das auf 1888 erscheinende Neujahrsblatt vom Waisenhause, über die zürcherischen Neujahrsblätter des 19. Jahrhunderts, S. 19.

weniges, was die Verständlichkeit oder der Geschmack zu fordern schien, aber nichts erhebliches oder thatsächliches, weglassen und beifügen. Es würde mir mehr Mühe gekostet haben, einen Aufsatz von der oder dieser beliebten Schriftstellerin zurechte zu schneiden. Oh, wie sehr vergiftet man besonders auch bey der öffentlichen und Privat-Erziehung, daß eine Unze Mutterwitz mehr werth ist, als ein Centner Schul- und Bücher- oder Welt-Witz, der nur angewöhnt und abgelernt wird. So habe ich letzten Sommer, während einer kurzen Halbstunde, von einem Appenzeller-Sennen im Seealper-Thal Gesprächsweise mehr wahres und treffendes über die politische Lage des Vaterlandes vernommen, als aus 100 Nummern des helvetischen Republikaners. Wie falsch ist also das Geschrey über die dumme Einfalt der Berg-Cantone, gerade als ob die Kunst des Lesens und Schreibens die unerläßliche Bedingung der Vernünftigkeit wäre und den Kern aller Weisheit und Geistesbildung enthielte“.

Daß nun seit dem Herbst 1802 der Gedanke nahe lag, der zürcherischen Jugend ein Neujahrsblatt über die Lage der Beschießung der Vaterstadt darzubieten, war selbstverständlich, und für Schultheß war diese Aufforderung in noch höherem Grade gegeben, da er in dem einzigen Opfer jenes Bombardements persönlich auf's schmerzlichste betroffen worden war. Der Diakon bei St. Peter, Johann Georg Schultheß, der in der Nacht vom 12. auf den 13. September durch ein Geschöß tödtlich verwundet worden¹⁾, war der ältere Bruder von Johannes Schultheß gewesen. So ließ die Hülfs-gesellschaft durch den hauptsächlich im Fach des Porträts geschickten, vielthätigen Kupferstecher Lips das Bild des Verstorbenen auf das Neujahr hin stechen, und der Bruder wollte diesem Kunstblatte eine Erinnerung nicht so sehr an den Verschiedenen, sondern an die Schreckenstage, die seinen Tod herbeiführten, im Texte anfügen: „Was könnte der vaterstädtischen Hülfs-gesellschaft eher geziemen, als von der großen Hülfe zu reden, die unsere Vaterstadt im letztverflossenen Jahre

¹⁾ Vgl. Zürcher Taschenbuch, Neue Folge, Jahrgang X., für 1887 (S. 211 und 212). Johann Georg Schultheß war geboren 1758 und starb 1802; Johannes war 1763 geboren und starb 1836.

erfahren, als Euch das wohl getroffene Bild unsers in eben dem Zeitpunkt verewigten Bruders zu schenken, des Kinderfreundes und Jugendlehrers, den Hunderte von Euch so wohl kannten, so innig liebten, so schmerzlich vermissen“.

Nach diesem Plane hatte Schultheß sein Neujahrsblatt angelegt.

„Seht begrüßt, liebe Kinder unserer Vaterstadt! zum Morgen des neugewordenen Jahrs! Euer Anblick heißt alles Leid verschwinden und entfaltet uns die Stirne zur lächelnden Freude: so wie ein guter Vater, wenn er auch müde von Sorgen und Arbeit in später Mitternacht den Schlaf, aber keine Ruhe vor schwehrenden Träumen gefunden — doch an dem kosenden Kufe und von dem streichelnden Händchen seines Kleinen erwachend, keinem trüben Gedanken Raum geben kann, sondern Liebe und Freude sein erstes Gefühl ist“: so leitet der Verfasser seinen Text ein und fährt dann fort: „Ja, Ihr Lieben, oft ward uns Cuertwegen seit einem Jahr, o! wie wohl und wie wehe“. „Doch — sahen wir, wie sanft Ihr jene Schreckensnächte verschlummertet, in denen Eisen und Feuer auf unsere Wohnungen hagelte; wie unbesorgt Ihr im Schooße Eurer Mütter waret; wie munter den aus der Nothwehr kommenden Vätern zuhüpfet: da fühlten wir uns beschämt, beseelt von dem Wunsche: O, möchten wir vor Gott unsern Kindern ähnlich seyn; eben so traulich alle Sorge auf ihn werfen, unter dem Schirm der ewigen Allmacht uns eben so gesichert glauben, wie sie in dem Arm ihrer schwachen sterblichen Eltern keine Gefahren besorgen. Wir hoben Euch zum Himmel und flehten: Schone uns, wenn wir auch keine Schonung verdienen, schonen uns, Vater! um dieser unserer Kinder willen. Laß, wenn uns auch keine Sonne des Heils mehr aufgehen soll, laß doch einst sie den Wohlstand genießen, nach dem wir schmachten. — Und so seht Ihr, Lieben! obgleich sonst alles, was uns freute, dahin ist, Ihr seht und bleibet unsere letzte, einzige Freude“. — Darauf tritt Schultheß auf sein eigentliches Thema ein: „Mit leidenschaftloser Ruhe, aber auch mit unerschrockener Wahrhaftigkeit erzählen wir Euch zuvörderst die Begebenheiten jener denkwürdigsten Tage, des 10. und 13. Herbstmonates 1802, wie es einer Gesellschaft würdig ist, die über alle politischen Rücksichten und Absichten

erhaben, nur den einzigen Endzweck hat, Bedrängten zu helfen, Nieder-
geschlagene aufzurichten, Leidenden Trost und Labfal zu reichen. Dieses
und nichts Anderes ist Augenmerk unsrer Erzählung“.

Durch fünfthalbhundert Jahre hatte Zürich das Glück, daß an den
Bürgerfesten dem Himmel gedankt werden durfte, „daß für die Stadt kein fremder
Gewalt über die Stadt herrschte“, und jetzt mußte dieselbe schon ins
fünfte Jahr erfahren, was dieses Schicksal sei, so beherrscht zu werden.
Doch auf einmal schien die Erlösung nahe. Nach dem Friedensschlusse
der großen Mächte wurde auch Helvetien von fremden Truppen geräumt,
so daß man glauben durfte, den Bewohnern sei die politische Selbstbe-
stimmung zurückgegeben. „Dieses durch einen großen Friedensschluß an-
scheinend zugesicherte, niemals aufgegebene Recht wollten die Urkantone
nicht so leichterdings verscherzen; noch einmal wollten sie das Letzte ver-
suchen, und wenigstens der Welt zeigen, daß nichts als eine Nothwendig-
keit, deren, wie die Griechen sprachen, selbst die Götter gehorchen — eine
Uebermacht, deren auch der höchste Heldennuth weichen muß —, ihnen
zwar den Besitz, aber nicht den Sinn der Freyheit rauben könne; sie
wollten ihren Nachkommen wenigstens nichts vergeben, und ihre Sache
dann Gott und der Zeit überlassen. Dabey beschränkten sie sich auf
ihre ursprünglichen Gränzen, ohne andern Kantonen Gleichheit der Ver-
fassung aufdringen oder ihre Freyheit anmessen zu wollen; sie thaten Ver-
zicht auf alle oberherrlichen Rechte, welche sie vormals besessen hatten.
Anfangs wollte man die Urländer durch stehende Truppen der Regierung
— auch ein dem Schweizerboden fremdes Erzeugniß — nöthigen, Hel-
vetier zu werden. Man brauchte alle ersinnlichen Mittel, um die Be-
wohner der übrigen Schweiz wider diese ihre ältesten Brüder in Harnisch
zu bringen. Zürich sollte ein Sammel- und Waffenplatz gegen sie werden.
Das wollte Zürich nicht; eher mit seinen ältesten Bundesbrüdern zu
Grunde gehen, als innerhalb seiner Mauern die Fehde gegen sie nähren.
Es ließ darum auf dem geziemenden Wege mit den gründlichsten und
nachdrücklichsten Vorstellungen die Regierung ersuchen, daß der Bürger-
schaft Zürichs vergönnt werde, ihre Stadt selbst zu bewachen“. Doch —

so geht die Erzählung weiter — die Regierung habe diese Bitte keiner Antwort gewürdigt, nur der General dem Regierungsstatthalter am 2. September zugesichert, er werde nach Zürich keine Truppen senden und immerhin, falls ihn militärische Rücksichten dennoch dazu zwingen, ihn davon benachrichtigen.

„Und was geschah sechs Tage nach dieser Versicherung?“ In gedrängter Weise folgen jetzt die Ereignisse vom 8. September an. Das unangekündigte Erscheinen dreier helvetischer Compagnien auf Seitenwegen und der Versuch, durch ein Nebenthörchen einzuschleichen — Verschließung des Einganges, wenn nicht Sicherheit für Bewehrung der Stadt durch die Bürger gegeben werde — in der zweiten Nacht Ankunft Andermatt's mit etwa 1200 Mann und erneuerte Aufforderungen an die Stadt — eine halbe Stunde Bedenkzeit, und nach deren Verlauf und nach Eintritt völliger Dunkelheit durch Untergang des wachsenden Mondes Eröffnung der Beschießung. „Am Freytag, Morgens um 4 Uhr, fieng der General an geradenwegs die Stadt mit Haubitzgranaten und Kanonenkugeln zu beschießen — eine im Schweizerlande unerhörte That; eine Grausamkeit, zu deren selbst die fremden Krieger, die vor drey Jahren die Stadt zweymal belagerten, die Deutschen und Franzosen, viel zu menschlich gewesen waren. Nur der schwachen wehrlosen Menge, Weibern und Kindern, Kranken und Alten, drohte ein solches Verfahren Tod und Verderben; solchermaßen, nicht durch Waffengewalt, unterfieng er sich die braven Zürcher von ihren Wällen und Thoren zu treiben. Größer konnte die Ueberraschung nicht seyn, aber sie behielten die Fassung; augenblicklich standen sie alle streitfertig, oder flogen mit den Kanonen an die bedrohten Stellen; und da sich die Kugeln vom rechten Kaliber im Zeughause nicht finden ließen, so gab ein guter Genius ihnen den Einfall, auf der Batterie selbst nachzugraben, in der Erinnerung, daß ebendasselbst die Russen mit Zürich's Artillerie von den Franzosen beschossen worden, und siehe, es fanden sich passende Kugeln“. Das dreistündige Bombardement ist vorüber, der Widerstand nicht gebrochen, der Versuch gescheitert.

Nest folgen die drei Tage zwischen dem ersten und zweiten Angriffe: „Drey Tage der bangsten Erwartung, der schrecklichsten Spannung.“ Noch mehr, als die Kastlosigkeit der Bürger, rühmt hier der Schilderer den guten Willen der der Stadt anhänglichen Landbevölkerung: „Die guten Landleute, welche in vier Jahren jeder Versuchung mehr als eine Goldprobe ihrer alten Treue gegen Zürich bestanden hatten, zogen einzeln und schaarenweise zu Hülfe. Sie hinterließen ihre offenen Dörfer den Gegnern zur Plünderung, die schutzlosen Thrigen jeder Mißhandlung, um eingesperrt in den Mauern mit den Zürchern das Aeußerste zu thun und zu leiden; oder sie thaten sich auf dem Lande zusammen, um von außen Her den Feind zu nöthigen, daß er die Belagerung aufheben müsse; indeß hinwieder böswillige Andere sich theils an die Helvetier angeschlossen, um wie Raben über die Stadt herzufallen, die in ihren Augen bereits zum Aase geworden; theils die Häuser und Dörfer ihrer Mitlandleute, die der Stadt zugezogen waren, ausraßten und plünderten, und solche, die im Begriffe waren, jenen zu folgen, verhafteten, entwaffneten, mit Exekution belegten. Der Zahl nach waren sie die viel stärkern; aber sie hatten doch nicht wenige Leute unter sich, die mit wahrem Widerwillen und schwehrem Herzen dem Strome folgten und nur durch Drohungen und Zwangsmittel waren aufgetrieben worden“.

Inzwischen hat Andermatt seinen Marsch auf die Höhen des Zürichberges vollzogen: „Gegen 2 Uhr am Sonntag, Morgens, leuchteten die feindlichen Wachfeuer schon von den Anhöhen des Zürich- und Susenbergs, wo sie sogleich anfiengen Batterien aufzuwerfen. Den ganzen, zu einem gesamt-helvetischen Bußfeste ausgeschriebenen Sonntag brachten sie mit Zurüstungen hin, und gerade um Mitternacht zwischen dem 12ten und 13ten Herbstmonats fieng das zweyte Bombardement an. Die Municipalität, um vor der ganzen umliegenden Gegend zu bezeugen, daß die Stadt nur aus Nothwehr handle, ließ die Sturmglocken anziehen. Viele frommen und rechtschaffenen Landleute äußerten sich, alles andere habe sie nicht so wehmüthig gestimmt, wie dieß feyerliche Geläute, und so stark auf ihr Herz gewirkt, die bedrängte Unschuld, und die Stadt, die ihnen

stets nur Gutes gethan, mit Leib und Leben zu retten“. „Weit gräulich, als das erste, war dieses Bombardement; die Stadt wurde von der obersten Höhe des Bergs, an den sie mit ihrem größern Theile sich anlehnt, mit Haubitzengranaten von 12 und 24 Pfund, mit glühenden und Bech-Kugeln, beworfen. Vorzüglich gefiel es dem Feind in den Spital, die einzige Zuflucht und Hülfstätte aller dürftigen Kranken und Gebrechlichen zu Stadt und Lande, weniger nicht, als 30 solche Brand-Kugeln zu spielen, die, welche ihres Ziels verfehlten, ungerechnet. Ein Verfahren, das nur in der französischen Revolution, bey der Belagerung Lyons, sein Gegenstück findet“.

Die Nutzlosigkeit auch dieser zweiten Beschießung wird aus einander gesetzt: „Durch so viel mörderische Schüsse wurde der Einzige, dessen Bild wir Euch geben, getödtet; nur ein zweyter erlitt eine unbedeutende Verletzung. Von so viel Gebäuden, die mehr und minder beschädigt, auch wirklich entzündet wurden, gerieth nicht eines in Flammen; nirgends entstand ein aus der Fassung werfender Schrecken. Und einen dritten Angriff der Stadt oder weitere Thätlichkeiten, die immer, als Bürgerkrieg, abscheulich gewesen seyn würden, ob man gleich des Sieges gewiß war, wendete die Dazwischenkunft des Regierungs-Kommissärs May ab, der von seiner Vollmacht den würdigsten und weisesten Gebrauch machte, der Stadt Gerechtigkeit widerfahren ließ, und dem General einen zwar nicht rühmlichen, aber doch sichern Abzug von der Stadt und aus dem Lande vermittelte. Noch drey Tage, bis Donnerstag, am 16ten Herbstmonats, blieb man des grimmigsten Sturmes gewärtig, und dennoch wollten die Bürger von keiner unedlen Nachgiebigkeit hören, keinem ihr Ehrgefühl beleidigenden Vergleiche zusagen“.

Nunmehr aber will Schultzeß „die mancherley großen und herrlichen Hülfen betrachten, die unsere gute Bürgerschaft in diesen Schreckenstagen erfahren hat“.

Da findet er die erste „selbsteigene Hülfe“ eben in dieser Bürgerschaft: „Ungeachtet sie vier Jahre der kriegerischen Uebungen, die in besseren Tagen ihr edles Vergnügen gewesen waren, hatten entbehren

müssen, befaßen sie noch alle Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen, und wußten die schönste Ordnung und Mannszucht zu halten. Sie fanden sich gerade wieder in den Arsenalen ihrer Väter zurechte, wo zum Glücke noch ein zureichender Vorrath von Geschütze und Munition lag, und wußten alle Vortheile der Festungswerke zu nützen. Die Löschanstalten, die vordem unserer Stadt zu großem Ruhme gereichten, und mitten im Frieden den schönsten Beweis ihrer menschenliebenden Herzhaftigkeit gaben, waren erst erneuert worden, und auch darin zeigten sich die Bürger, daß ihnen die alte Uebung noch anwohnend wäre. Der ehemaligen Sitte zufolge stellte sich jeder Einwohner, meistens ungeheißt, an die ihm angemessene Stelle. Nirgend bemerkte man ein Getümmel oder Verwirrung. Eine wahre Sabbatsstille herrschte allenthalben bey den so unversehnen und fürchterlichen Uebertällen. Alles noch Reste des alten Wohlstandes, der ehemaligen Ordnung“. — Und diese allgemeine brüderliche Eintracht: „Aus Einem Mund und Einer Seele jauchzten mehr als einmal alle die unter den Waffen stehenden Schaaren der Bürgerschaft mit ihren Hülfbrüdern vom Lande wohl überlegt die heldenmüthige Entschließung: „„Lieber den letzten Blutstropfen vergießen, lieber Haus und Habe in Asche verwandelt sehen, als die ewige Schmach auf unsere Vaterstadt laden, daß sie eine schmäbliche Kapitulation geschlossen haben sollte““; — und dieses Entschlusses freute sich das graue Alter, das schwache Geschlecht, ja Du, zarte Jugend, selbst! wie des gewissesten Sieges; er machte wieder alle Herzen leicht. Welcher Muth befeelte nicht Alles! Verklärt war, möchten wir sagen, das Antlitz manches Kämpfers; sie giengen mit der froh rüstigen Eile zum Treffen, als wenn es zum Hochzeitsfest gienge! Und welche unermüdbliche ausdauernde Anstrengung in diesen acht Tagen! Wie viele des Soldatenlebens ungewohnte, aus der gleichmäßigsten Lebensordnung herausgerissene Männer und Jünglinge blieben 3 und 4 Tage auf ihrem Posten, ohne ein Bett zu suchen oder aus ihren Kleidern zu kommen! Wie schallte zum Donner des Hagelgeschützes der laute Gott vertrauende Gesang der Bürger und ihrer ländlichen Mitstreiter von den Wällen der Stadt den Zürichberg hinan

in die Ohren des Feindes! Von allen Punkten suchte er der Stadt beizukommen! aber umsonst. Wo er sich näherte, wurde er so warm empfangen, daß er sich alsbald wieder zurückziehen mußte“.

Dann kommt der Text wieder auf „unsere lieben Landleute“ zurück, die da sagten: „Wir halten es mit der Stadt: auch bey ihr war ehemals in jedem Anliegen Hülfe und Trost zu finden“ — oder: „Nein, wir verlassen unsere alten Väter nicht“, so daß die Zürcher oft und viel dachten: „Nun, jetzt wollen wir gern sterben, da wir doch vor unserm Ende noch einmal biedere Treu und Erkenntlichkeit gesehen haben“. „O, wie gern theilten wir jeden Bissen mit ihnen; es war uns, wir hätten das Vergnügen, unsere schätzbarsten Freunde zu beherbergen. Und nie soll das dankbare Andenken an ihre großen Dienste erlöschen; der Wille wenigstens dieselben zu erwiedern soll jederzeit bleiben, wenn auch alles Vermögen uns geraubt werden sollte“.

Doch noch weitere Kreise haben ihre rege Theilnahme an den Ereignissen bewiesen. „Auch die Fremden, die hier wohnhaft sind, oder in Dienst und Arbeit stehen, oder auch zufälliger Weise, als Reisende, bey uns waren, sie konnten den alles Menschengefühl empörenden Abscheu gegen Zürichs Mißhandlung nicht ertragen. Darüber ergrimmet, und von dem Benehmen der Zürcher begeistert, verlangten sie Waffen und fochten, Deutsche, Franzosen, von allen Nationen, so eifrig, als wenn es Angelegenheit ihres eigenen Vaterlands wäre. Unter diesen befand sich ein junger Schaffhauser, der kurz vorher von Zürich in seine Heimat gegangen war, um von Hause aus als angehender Künstler nach Wien zu reisen. Schon hatte er seine Gepäcke verschickt, als er von dem Belagerungszustande Zürichs hörte. In einer raschen Tagereise eilte er wieder dahin, diente an einem der ausgefetztesten Plätze, als Kanonier, und nach überstandener Gefahr eilte er in seine Geburtsstadt. Jetzt befindet er sich in Wien, wo er jüngst, als gewesener Augenzeuge, in großer Gesellschaft Zürich und sein Betragen gegen einen schamlosen Verläumder, der selbst ein Zürcher ist, zu rechtfertigen die Gelegenheit hatte. So erweisen uns diese Fremdlinge noch jetzt einen wohl wichtigern Dienst, als in den Tagen der Begebenheit selbst“.

Zürich war in sich einig, und so erhielt es sich aufrecht. „Wie besonnen und standhaft, wie klug und weise handelten unsere Führer! Wie verstanden sie die brennende Ungeduld der Truppen zu mäßigen, immer genau in den Schranken der Nothwehr zu bleiben, und jeden unnöthigen Tropfen Blutes zu sparen, so daß wirklich von den die Stadt beschützenden Truppen in so furchtbaren acht Tagen, nur Einer, und zwar durch die Unvorsichtigkeit seiner eigenen Hand, verwundet wurde. Welche Hülfe leisteten sie damit ihrer Vaterstadt, die in der größten Gefahr war, an dem Kern ihrer Bürger eben des allzu hitzigen Muthes wegen unerseßlichen Verlust zu leiden! Aber sie wußten die Ehre und Sicherheit der Stadt aufs schönste zu paaren; sie bewiesen sich in der That als wahrhaft gute Hirten. Doch die gesammten Bewohner Zürichs machten nur Eine große Hülfss- und Nothgesellschaft aus, wo ein jeder nach seinem besten Vermögen gab und empfing; worin für jede Sorge und Verrichtung ebenso tüchtige als willige Personen sich fanden. Wer unbefangenen Sinnes dieses Schauspiel betrachtete, der empfand eine so reine und erhabene Freude, wie er noch selten genossen hatte“.

Endlich lenkt der Verfasser seinen Blick noch über Zürich und sein Gebiet hinaus. — „Auch der Urkantone dürfen wir nicht vergessen, die nichts als ihr gegebenes Biederwort eines mit den Helvetiern geschlossenen Waffenstillstandes hinterhalten konnte, um nicht der Stadt Zürich gegen den General, der jenen Waffenstillstand gegen diese Stadt benutzte, die allerschleunigste Hülfe zu leisten. Sich so gebunden zu sehen, zerschnitt ihnen beynahe das Herz. Doch säumten sie nicht demselben aufs nachdrücklichste anzukündigen, wenn er von Zürich nicht abtühnde, würden sie unmittelbar nach dem Ende des Waffenstillstands über ihn herfallen. Auch die Landschaften Baden und Aargau harreten nur auf das bestimmte Signal von Zürich, um zu unserer Rettung herbeizustürmen. Der helvetische General selbst war es, der durch diese Behandlung Zürichs die ganze Schweiz empörte, und das Looszeichen zum allgemeinen, augenblicklichen Aufstand gegen die Regierung gab. Solche Umstände mit der Sinnlosigkeit, worin die sich selber bald absetzende, bald einsetzende Helve-

tische Regierung war, mögen mehr als die bevollmächtigte Einsprache des Regierungs-Kommissärs, den Feind von weiteren Unternehmungen abgeschreckt haben. Wer unterdessen nicht mit Waffen beystehen konnte, that es mit Gebete. O, wie viel tausend Hände, katholischer wie reformirter Schweizer, falteten, wie viele Kniee beugten sich, wie viele Thränen flossen, wie viele Himmel durchdringende Seufzer stiegen in Häusern und Kirchen unsertwegen empor! Und wenn Du Zürcher nach Unterwalden kommst, so übersieh nicht das Botivgemählde, das ein dortiger Landsmann in der Kapelle zu Nickenbach aufgehängt hat“.

Die höchste Hülfe aber war diejenige vom Himmel: „O, wie wunderbar schirmte uns Gottes augenscheinlichste handgreiflichste Hülfe! Wessen Werk war es, daß von 184 Haubitzgranaten, 21 glühenden und 6 Beck-Kugeln, die auf und in Gebäude der Stadt fielen, nirgends ein Feuer entstanden ist, das nicht augenblicklich gelöscht werden konnte? Vier Haubitzgranaten fielen in Haufen von Torf, der nächst unter dem Dach ausgedörrt lag, 5 in Scheiterhaufen, einzelne in Bürden von dürren Reisern, in Fohrzäpfchen, in Zimmerspähne, Hobelspähne, auf einen Heuboden, und mehr als eine zersprangen mitten in Stroh, davon 5 entzündeten, 11 andere nicht. Ueberall zählt man vom zweyten Bombardement 20 Entzündungen. — Wer gab den Einwohnern zu ihrer Geistesgegenwart und Behendigkeit immer auch das Glück, den einzigen rechten Augenblick nicht zu verfehlen; ja, wer ließ es ihnen gelingen, mehrere glühende Kugeln vor ihrer Entzündung, manche Granate vor dem Zerspringen zu dämpfen? Wer leitete die schrecklichen Kugeln, 24-pfündige Haubitzgranaten, die zwey und drey Boden hinunterschlugen und berstend ihre Stücke auf alle Seiten in mehrere Zimmer herumsprengten, zwischen den Bettstellen der Kranken, durch ein Gemach, wo die Kinder an den Fenstern, die Frau vor der Thüre stand, wo Thüre und Fenster zersplittert, die Decke des Zimmers zerrissen wurde, so glücklich, daß kein Mensch einen Schaden erlitt? Wer behütete die 100 und 100 Personen, die mitten im heftigsten Bombardement, mit oder ohne Noth und Beruf, durch die Gassen giengen, und auf den Plätzen standen, sicher gemacht

von der bey dem ersten Bombardement erfahrenen Schonung? Wer gebot in jenen Nächten allen Winden zu ruhen? Wie prächtig war nicht über uns das Sternenzelt ausgespannt; wie herrlich leuchtete uns der freundliche Mond, wie zeigten sich alle Heerschaaren des Himmels in ihrer ewig unentweglichen Ordnung, als wenn sie zu unserm Schutze über uns ständen? Und dabei das hochfestliche Geläute aller Glocken, von denen 4 Tage lang keine gehört worden, wie es um Mitternacht gleich mit dem zweyten Bombardement anhub, welch einen unaussprechlichen, heiligen Schauer erweckte dasselbe? Wie tönte damit in unsere beklommene Brust der Herz erhebende Gedanke hinein: Das ist Irzwischen ähnliches, wie Seifenblasen, zerspringendes Beginnen der Menschen; ihrer Ohnmacht lachet Er, der dort in jenen unermesslichen Höhen thront, der Vater der ewigen, wohlthätigen Lichter. Ist Gott für uns, wer will wider uns seyn? Jedermann, auch der Notheste, erkannte und pries in unwillkürlichem Ausruf schon in der erstern Nacht die augenscheinlichen, unläugbaren Wunder der göttlichen Obhut; alles schrie einander mit Entzücken zu: Da ist Gottes Finger“.

Allein eine Frage drängt sich nothwendiger Weise, angesichts der seit der Wiedereinsetzung der helvetischen Regierung eingetretenen Verhältnisse, dem seine Vaterstadt liebenden Zürcher auf: „Aber ist, — wird man uns einreden — durch die nachherigen Ereignisse nicht Alles wieder vereitelt worden? Sind wir nun in einer Lage, worin wir des gefristeten Daseyns uns freuen können? Ist es nicht, als wenn wir dazu gerettet seyen, um neue Kelche des Unglücks, bitterer als keine bisherigen, mit den Hefen zu trinken?“ — Doch er ertheilt sich selbst gleich die Antwort: „Nein! Keine Widerwärtigkeiten und Drangsale sollen und dürfen die Ueberzeugung uns rauben, daß Gott ein außerordentlich gnädiges Aufsehen über uns habe. Wen er schon mehrmals, und jedesmal mit wunderbarer Güte, gerettet hat, den hat er nicht nur etwa zu einer langsamen Marter, zu empfindlichern Plagen gerettet; den läßt er wohl aus zwar unerforschlichen, aber gewiß eben desto weisern und gnädigern Absichten in neues Unglück versinken, um ihn wieder und noch wunderbarer empör-

zutragen. Nichts, meine Lieben! soll mehr im Stande seyn, die Zuversicht zu Gott, die uns jene Tage einflößten, zu schwächen. Die Hülfe des leztverflossenen, wie der frühern Jahre, laßt uns mit dankbarem Sinne vergegenwärtigt, in jedes folgende Jahr hinübernehmen, als das untrüglichsste Pfand, daß Gott immer der Schutzgott unserer Vaterstadt bleiben, und als solcher zu seiner Zeit sich offenbaren werde, nicht wann und wie wir Menschen uns dichten und träumen, nicht auf den selbstgewählten Wegen, sondern über all unser Denken und Verstehen, göttlich groß und göttlich milde, wosern wir in unserm Glauben nicht irre werden, und uns dessen redlich beleißigen, was vor Ihm recht ist. Euch diesen Gedanken recht einleuchtend und anschaulich zu machen, ist der Hauptzweck dieses Blattes. Denn eine solche Denkens- und Handlungsart ist das einzige und beste Mittel, sich der alles vermögenden Hülfe Gottes zu versichern, wogegen jede andere keiner Rede werth ist. Eine moralisch-religiöse, keine politische Stimmung wollten wir Euern Herzen beybringen“.

Endlich fügt er zum Schlusse noch Worte aus einer Rede bei, mit welcher der Vorsteher einer zürcherischen Schule kürzlich das neue Schuljahr eröffnet habe. Darin heißt es: „Höret, liebe Knaben! höret! das Vaterland, die ehemals berühmte, glückliche Schweiz; die Vaterstadt, unser ehemals ehrenvolles, blühendes Zürich, ist in der äußersten Noth und Gefahr. Ihr selbst seht Augenzeugen, wie sehr Euere Väter sich erst neulich wieder anstregten, dasselbe zu retten. Aber das Schicksal wollte es nicht. Was bleibt ihnen übrig, als Euch, ihre Söhne! so zu erziehen, daß Ihr einst die Kraft und den Muth habet, Wiederbringer des verlorenen Wohlstandes zu werden — nicht etwa mit den abgenommenen Waffen; nein, mit andern Waffen, die Euch niemand entreißen kann, durch Unschuld, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Wahrheitsliebe, Frömmigkeit, durch gute und edle Einsichten und Kenntnisse, Künste und Wissenschaften, daß Ihr in allen Tugenden den Widersächern überlegen seht. Dann werdet Ihr, wenn auch, was Gott verhüten wolle! Euer Vaterland ein für gute Menschen ganz unleidlicher Wohnort werden; wenn Ihr vollends alle Habe und Nahrung darin einbüßen sollet, mit Euern

Tugenden und Geschicklichkeiten anderswo Vaterland und Freunde finden und jene wahre Heimat im Lande der Seligen ererben“.

Dieses, hier nur kurz zusammengebrängt, sollte der Inhalt des Neujahrsblattes für das Jahr 1803 sein, und schon war, wie der Künstler am Porträt des Diakonus Schultheß arbeitete, der Text in die Druckerei gebracht und fertig gedruckt worden.

Doch jetzt trat eine störende Gewalt dazwischen hinein.

Ein vor das Exemplar dieses Textes im Neujahrsblattbande der Hülfsgesellschaft auf unserer Stadtbibliothek eingeklebtet kleines Blatt meldet handschriftlich: „Eigentliches drittes Neujahrs-Blatt der Zürcherischen Hülfsgesellschaft. Welches aber von dem Bürger Nordorf auf dem Münsterhof, als wolweislich verordneten respectiven Censor zudrucken verboten worden, mithin bloß als ein, aus der, der Wahrheit geweihten Feder des würdigen Verfassers (Herrn Professor Schultheß) geflossenes und für wenige seiner Freunde bestimmtes schätzbares Manuscript, anzusehen ist“

Jedenfalls war die Ueberraschung in den für das Neujahrsblatt verantwortlichen Kreisen der Gesellschaft ebenso peinlich, als groß. Doch man entschloß sich, zu dem Kunstblatte nun alsbald durch den gleichen Verfasser einen andern Text schreiben zu lassen.

So schickte sich Schultheß an, einen andern Text zu schaffen, und nun wählte er weit unmittelbarer, als im ersten Male, die Person seines verstorbenen Bruders als Mittelpunkt des Ganzen.

Mit den gleichen Begrüßungsworten an die Jugend, wie im ersten Texte, eröffnet er das Ganze, und dann lenkt er gleich auf Johann Georg Schultheß ein, den Mitstifter der Hülfsgesellschaft und eines ihrer eifrigsten und wirksamsten Mitglieder, den besten Kinderfreund und Jugendlehrer, den treuen Diener des Evangeliums und gewissenhaftesten Seelsorger, einen der wohlgefinntesten, gemeinnützigsten, verdienstvollsten Bürger, den thätigsten Menschenfreund, unerschrockensten Bekenner jeder Wahrheit, herzlichsten Verfechter der Sittlichkeit und Ehrbarkeit. Der Künstler hat

die Gesichtszüge des Mannes so wahr wieder gegeben, daß die Kinder ihn im Bilde gleich auf den ersten Blick erkennen müssen.

Der Verfasser glaubt dabei die Kinder selbst vor sich zu haben: „Nun, was stehet Ihr da und machet so mißvergnügte Mienen? Ach ja! wir sollten Euern Sinn besser kennen. Was einmal Euer Herz gewonnen, das wollet Ihr unablässig wieder erzählt haben, so wohl bekannt es Euch sein mag. Aber dießmal erlaubt es die Zeit nicht. Gebt Euch zufrieden! Wir wollen ein andermal, wenn Gott uns wieder zusammenführt, Euch Schultheß, als Kinderfreund und Jugendlehrer, darstellen, oder auch sagen, wie brav und lernbegierig, als Knabe und Jüngling; wie fromm, als Sohn; wie liebeich, als Vater, er war. Setzt nur ein Wort von seinem Ende, und von der Ehre und Großmüth, mit der seine Mitbürger sich in die Wette beeifert haben, ihm unmittelbar nach seinem Absterben, und sogar auf Jahre hinaus seine Tugenden und Verdienste in seinen Kindern zu vergelten“.

Darauf werden die Ereignisse, stets voran in Bezug auf den Verstorbenen, erzählt. Schon zuvor hatte derselbe geschrieben: „Man erwartet eine wichtige Woche für unsere Vaterstadt“. Dann folgt im Texte eine Aufzeichnung, die Schultheß über das erste Bombardement vom 10. des Monats selbst gemacht hatte. Das war der letzte Tag, den er noch in seinem Tagebuch verzeichnet, doch nicht zu Ende geführt hat. Darauf machte er sich am frühen Morgen des 11. an die Vorbereitung der Predigt auf den Bettag, und er hatte schon einen großen Theil des Einganges zu Papier gebracht, als er von Gefner, dem Pfarrer an der Fraumünsterkirche, hörte, man fände auf den morgen folgenden Sonntag eine Bettagsfeier für unmöglich. Er selbst zwar hätte es darauf ankommen lassen, ob jemand und wer zur Kirche kommen wolle, da ja gerade in solcher Noth eine derartige Feier von besonders tiefer Wirkung sein müsse.

Der Verfasser tritt auf die beabsichtigte Predigt näher ein. Nach Nennung des Textes: Könige 1, 8:57 f. „Der Herr, unser Gott, sey mit uns, wie er mit unsern Vätern gewesen ist! Er verlasse uns nicht, und ziehe die Hand nicht von uns ab, um unser Herz zu neigen, daß

wir in allen seinen Wegen wandeln, und seine Gebote, seine Sitten und Rechte halten, welche er unsern Vätern geboten hat“ — setzt er den Entwurf des Vortrags, so weit er erhalten ist — die Feder stand mitten in einem Satze stille —, in den Zusammenhang.

Dann wohnte Schultheß einer Zusammenkunft der Stadtgeistlichkeit wegen der Anordnung öffentlicher Feierstunden für den folgenden Tag bei, und hierauf hielt er das gewöhnliche samstägliche Abendgebet. Am Sonntag — den 12. — war wirklich wegen der Besorgniß, daß ein Angriff geschehen möge, ein Vormittagsgottesdienst unmöglich, und denjenigen des Nachmittags überließ er, obschon er bereits früh am Morgen die ersten Zeilen einer Predigt dafür geschrieben hatte, dem ersten Prediger seiner Kirche, um selbst sich Hausbesuchen zu widmen.

In solcher Weise, in eifriger Seelsorge — denn bei der Störung des ordentlichen Geschäftsganges konnte Schultheß am besten durch solche Besuche seine große Unruhe bekämpfen —, in auffallender Emsigkeit, verstrich der Tag, bis die verhängnißvolle Nacht auf den Montag — den 13. — kam.

Gleich beim Beginne dieser Nacht der zweiten Beschießung verließ er, trotz des Jammerns seines ältesten Knaben, das Haus, um, wo es Noth thäte, zu helfen und zur Stelle zu sein, und drei Viertelstunden nach Mitternacht traf ihn das vernichtende Geschosß auf dem Platze vor der Kirche. Die Art und Weise der Verwundung, der angewandten Pflege wird nun beschrieben, die Geschichte des Krankenlagers eingehend erzählt, der Jammer der Familie, der Freunde um den nach schmerzlichem Ringen Verstorbenen geschildert. Das Leichenbegängniß zeigte die ausgezeichnete Verehrung, die dem Verstorbenen gezollt wurde.

Doch zugleich wurde schon am 21. September, am Tage nach dem Tode, ein Aufruf zur Unterstützung der Hinterlassenen — sein Wortlaut steht eingerückt — erlassen, und schon kann der Verfasser von den Veranstaltungen sprechen, die diese Bitte in das Leben rief. Dann schließt das Heft mit allerlei weiteren Zeugnissen des Andenkens an den Geschiedenen.

Allein auch an diesem zweiten Texte fand der gestrenge Bürger Censor etwas auszufehen, und er tilgte eine längere Stelle, so daß die ausgegebenen Exemplare später fast die ganze sechste Seite und das oberste Stück der siebenten — „Censur-Lücke“ — leer aufzeigen, und zwar strich nun Nordorf nicht etwa Worte des noch lebenden Verfassers, sondern des verstorbenen Schreibers des Predigtentwurfes. Die Bettagspredigt hat diese Streichungen aufzuweisen.

Glücklicher Weise wissen wir nun aber, was da sich befunden hatte; denn als „Manuscript für Freunde“ ließ der Verfasser der Neujahrsblätter die „Ausfüllung der Censur-Lücke“ auf einem eigenen Blatte drucken, und auf dasselbe nahm er nun auch solche Stellen der Vortrags- skizze seines seligen Bruders auf, die er schon vor der Censur aus dem Texte des zu druckenden Neujahrsblattes weggelassen hatte, da diese Sätze auch ihm selbst allzu gefährlich erschienen sein mochten. Mit dem Sonderblatte stellen wir diese Worte, welche also das Auge des Censors gar niemals gesehen hatte, in eckige Klammern.

Diakon Schultheß hatte in seiner Bettagspredigt von Paulus, dem treuen Knechte Jesu Christi, den Auszug nehmen wollen: — so sehr diesen der Geist seines Herrn zum Weltbürger im edelsten Sinne gemacht hatte, habe er doch nicht aufgehört, sein Volk, das Israel, dem er durch Geburt angehörte, sein Vaterland mit der wärmsten Innigkeit zu lieben. Von einer weiteren Ausführung dieses Gedankens wollte der Prediger auf sich selbst, auf seine Beziehung zum eigenen Vaterlande den Uebergang nehmen: „Daß auch ich, mit so vielen meiner Amtsbrüder, und allen redlichen Seelen im Vaterlande von ähnlichen Empfindungen durchdrungen bin, das weiß mein Gott, der das Herz kennt“.

Hier nun setzt die „Censur-Lücke“ ein.

In deren Raume stand der nachfolgende Text:

„Und wie könnte es anders seyn, zumal an dem heutigen vaterländischen Festtage? Gesezt auch, — was freylich bey dem Hange für Zerstreungen nur allzuleicht geschehen kann —, daß man sich bisweilen für eine geraume Zeit der gerechten Trauer über unsern traurigen Zu-

stand ent schlagen könnte: — müßte nicht ein solcher Tag, wie der heutige, diese Empfindungen mächtig hervorrufen? „Ein solcher Tag, wie der heutige!“ Er ist ein Nachlaß von unsern frommen Vätern, dieser vaterländische Feiertag; — sie [nicht die heutigen Gebieter] haben ihn eigentlich gestiftet, jene biedern, gläubigen Männer; sie wollten, daß ihr Volk einen eigenen, alljährlichen Huldigungs-Tag begienge, wo es als Volk, als christliche Bürger-Gemeinde, seinen Bund mit Gott erneuerte, wo es sich, als Volk, öffentlich vor dem Herrn demüthigte, die Uebertretungen seines Gesetzes beklagte und sein Erbarmen mit vereinter Innbrunst erflehte. Sie, die eigentlichen Stifter dieses Tages, unsre biedern, Gott verehrenden Voreltern, wollten, daß ihr Volk einen eigenen alljährlichen Danktagungs-Tag begienge, wo es die ausgezeichneten Segnungen Gottes in seiner jedesmaligen Lage überdenken, und seinen allmächtigen Beschützer, seinen langmüthigen, milden, unerschöpflich reichen Wohlthäter mit Einem Mund und Herzen dafür preisen sollte. — So bringt uns schon der Name Betttag — jene lange Reihe von Jahren in die lebhafteste Erinnerung, da wir in sichrer Ruhe und friedlichem Wohlstand lebten; da die Schweiz dem Baume gleich, der an den Wasserflüssen gepflanzt steht, und Zürich einer der schönsten Aeste dieses Baumes war; jene Reihe von Jahren, da wir durch heilige Bande verknüpft — einander dienten und unterstützten, und die drückendsten Lasten, unter denen viele andere Völker seufzten, kaum dem Namen nach kannten!

„Wie könnten wir uns jenes Zustandes erinnern, ohne von Wehmuth tief ergriffen zu werden, ohne den Schmerz zu fühlen, den wir bey der Leiche einer zärtlich geliebten Person fühlen, wo man mit blutender Seele ausruft: „Ach, das bist nicht mehr Du, es ist nur — Deine todte Hülle!“ — Und — gesetzt, wir hätten, wenn dieser Feiertag unter etwas ruhigeren Umständen eingetreten wäre, — einen minder schmerzenden Eindruck von unserm Zustande bekommen: was muß es jetzt seyn, da gerade auf dieses vaterländische Volksfest die Verwirrung der Dinge, die gefahrvollste Unbestimmtheit unserer Lage, — die innere Gährung bis zu der Höhe gestiegen ist, wo jeder Augenblick mit den schreckenvollsten Ausbrüchen

droht! — [Ach, die Willkür die Uebermüthigen, und eine Gewaltthätigkeit, die ohn Erbarmen gegen das Vaterland — nur ihre Pläne durchzwingen will — hat es noch weiter getrieben, hat das Ungeheuer, Bürgerkrieg, schon in Bewegung gesetzt! — Und wenn es bisanhin noch nicht mit all seinem blutdürstigen Grimm wüthete, so hat man das gewiß nicht dem guten Willen — jener Menschen zuzuschreiben.]

„Unter solchen Umständen ist er also gekommen, unser vaterländischer Betttag! Traure nur unglückliches Vaterland! Laß es Dir im Innersten der Seele wehe thun, redlicher Zürcher! Dein Schmerz ist gerecht. — So trug ein Paulus große Traurigkeit und unablässigen Schmerz in seinem Herzen über den Zustand seines Volkes!“ —

Das Weitere hatte der Censor geschont. Es lautet: „Und wie drang ihn die heißeste Rettungsbegierde! „Er wünschte von Christo geweiht zu seyn — zum Opfer für seine Brüder, seine Blutsfreunde!“ — Das ist der Sinn der ächten Vaterlandsliebe; von diesem Triebe waren Deine alten Helden beseelt, Du theures Schweizerland! jene Gottesmänner, durch deren frommen Muth, durch deren — sich selbst vergessenden, großherzigen Gemeinfinn, durch deren nüchterne, einfache Weisheit, durch deren ausdauernde Thatkraft, durch deren gesegnetes Leben und oft noch gesegneteres Sterben, Du kleines Land mehr als nur einen großen Namen — eine Unabhängigkeit, eine Deinen Bedürfnissen entsprechende Verfassung erhieltest, die Dich Jahrhunderte lang beglückt hat. „Für's Vaterland sich aufzuopfern“: das ist und bleibt zu allen Zeiten der Vaterlandsliebe höchste Stufe; so wie hingegen“ — Darauf fährt der Verfasser fort: „Hier stand seine Feder stille; aber wie viele und mancherley Gedanken und Empfindungen sie noch ausgeströmt hätte, wenn nichts dazwischen gekommen wäre, läßt sich aus diesem Texte, und aus einem solchen Eingange abnehmen“.

Doch aus dem „Manuscript für Freunde“ geht nun auch noch hervor, daß in der Handschrift der Schluß etwas ausführlicher gewesen war: „Für's Vaterland sich aufzuopfern: das ist und bleibt in und zu allen Zeiten der Vaterlandsliebe höchste Stufe; so wie hingegen der unächte

Patriotismus unter unaufhörlichem Prahlen von seinen großen Absichten und Unternehmungen nur gar zu bald auf den Gipfel von Falschheit, Verrätherey, Selbstsucht und Eigensinn steigt, daß er das Vaterland seine“

Dieses abermalige Eingreifen der Censur hatte selbstverständlich neuen Zeitverlust, weitere Unannehmlichkeiten für die Gesellschaft zur Folge, und wir vernehmen davon auch aus einem Wechsel von Inseraten in öffentlichen Blättern.

Unter dem Datum des 22. December ließ die Hülfsgesellschaft in Nr. 52 der „Züricher Freitags-Zeitung“ des David Bürkli, vom 24. December, folgende Erklärung einrücken: „In dankbarer Erinnerung der ausserordentlich gefälligen Aufnahme und des werththätigen Beyfalls, den unsre zwey ersten Neujahrsblätter gefunden, haben wir allen Kräften aufgebotten, ein drittes für 1803 zu liefern, welches an Zeit-Interesse für unser Publikum, an herzzührendem Inhalt, und innerm bleibendem Werthe die frühern übertreffen möchte; und wir haben auch zur schönsten Ausführung desselben keine Kosten gespart. Damit errichten wir ein gewiß allen wohlbedenkenden Mitbürgern, und auch vielen auswärtigen höchst willkommenes, schätzbares Denkmal unserm am 13. Herbstmonat des zu Ende gehenden Jahrs, bey dem Bombardement Zürichs auf die entseztlichste und bedauerlichste Weise gefallenen Mitgliede, J. Georg Schultheffen, Diakon am St. Peter. — Der Kupferstich ist ein überaus wohl gelungenes Portrait desselben, von Herrn Lipsen; der Text eine Geschichte seiner letzten Lebenstage und seines tragischen Endes im Detail aus seinen geheimen Papieren und aus dem Munde der nächsten und vertrautesten Augen- und Ohrenzeugen mit aller Treue und Geflossenheit zusammengetragen; eine Beschreibung des so feyerlichen Leichenbegängnisses, und ein Bericht von der ehrenvollen, edelmüthigen, ächt republikanischen Anstalt, die zum Behufe der verwaiseten Familie errichtet wurde. Dieser Text ist noch um einen Bogen stärker, als der leztjährige, um den theuern Gegenstand nach Würdigkeit und Herzenslust abzuhandeln. Das Blatt

wird um keinen bestimmten Preis, sondern nur gegen jedem guten Herzen beliebige, der leidenden Menschheit gewidmete Gaben zu bekommen seyn, und wahrscheinlich an einem Tage, dem dritten des neuen Jahres, auf dem Hause zur Waage, vergriffen werden, zumal die ungewohnte und späte Dazwischenkunft der Censur, welche einem erstern Texte, der eine Beschreibung von dem dießjährigen Bombardement Zürichs enthält, die Publikation verweigert, die Ursache ist, daß aus Mangel der Zeit die Auflage des zweiten Textes schwerlich mehr eine zulängliche Stärke bekommen kann“. Das gleiche Inserat erschien unter dem Datum des 24. December auch im „Wochenblatt“ Nr. 102.

Darauf antwortete der Censor folgendermaßen in Nr. 53 der Freitagszeitung vom 31. December, unter den „Advertissements“.

„In der Bürkli'schen Zeitung Nr. 52 sowohl als im Wochenblatt Nr. 102 beliebt es der Zürcherischen Hülfsgesellschaft, auf das Benehmen des unterzeichneten Censors in Rücksicht auf angeblich verspätete Herausgabe ihres Neujahrstücks für das Jahr 1803 einen feinen, aber desto verdächtigeren Schatten zu werfen. Bey aller dankbaren Achtung für diese Hülfsgesellschaft und dem besten Zutrauen in ihre Unpartheylichkeit findet sich der Censor, der nur seinen Obern verantwortlich wäre, zu seiner eigenen Rechtfertigung geneigt, dem Publikum nachfolgenden Aufschluß über die ihm gemachte Zulage zu geben. 1) Alle andere Neujahrstücke sind zu gleicher Zeit von dem Censor eingefordert worden. 2) Der erste Aufsatz dieses Neujahrstücks konnte von dem Censor nach bestimmt erhaltener Instruktion nicht gut geheissen werden, auch zweifle er sehr, daß selbige die Zustimmung aller Mitglieder der Hülfsgesellschaft bey näherer Kenntniß erhalten haben würde. 3) Das einige Tage nachher erhaltene neue Stück wurde bis an 2 §§ zu drucken sogleich bewilligt. 4) Die Eigenliebe des Verfassers sandte solches mit Vorbeygehen aller gesetzlichen Cantons-Autoritäten nach Bern an den B. Justiz-Minister, wurde aber abgewiesen; also hieraus, nicht durch das Benehmen des Censors entstuhnde Verzögerung. 5) Fernere Verzögerung entstuhnde, da die Beybehaltung der beyden §§ dennoch erzwungen werden sollte, unter dem Vorwand, es seyn

mur circa 600 Exemplar gedruckt, wo sich bey nähern Nachforschungen zeigte, daß es Unrichtigkeit seye. 6) Noch ist es Zeit und von Seite der Censur wirkliche Fürsorge getroffen worden, daß das benannte Stück komplet am 3. Jan. 1803 ausgetheilt werden kann. Durch Verzögerung hat also der Censor den Armen nichts entzogen; darüber ist er bey sich selbst längst beruhigt. Allein er kann nicht gleichgültig zusehen, wie durch unrichtige Darstellung der Pflichterfüllung des Censors, der Verfasser seine Eigenliebe zu decken sucht.

Zürich, den 28. December 1802.

Stordorf“.

Die Hoffnungen, welche die Gesellschaft an die Ausgabe ihres Neujahrsblattes geknüpft hatte, erfüllten sich in erfreulichster Weise. Denn 1192 Gulden, 36 Schillinge — nach unserer heutigen Währung gleich 2783 Franken, 43 Centimes — wurden Montags, 3. Januar 1803, eingenommen¹⁾.

Außerdem aber war auch der gleich 1802 erlassene Aufruf zur Unterstützung der hinterlassenen Familie des verstorbenen Diakons Schultheß von reichem Erfolge begleitet. Aus den Tagebuch-Aufzeichnungen des im letztjährigen Taschenbuch vorgeführten Vicars Johann Heinrich Meyer²⁾

¹⁾ Hiermit verdanke ich auf das beste dem ehrwürdigen Herrn Präsidenten der Hilfsgesellschaft, Professor Melchior Ulrich — über denselben, der am 24. April 1802 geboren ist, ging in den ersten Lebensmonaten noch der Donner der Andermatt'schen Geschütze hin — diese Mittheilung. Vielleicht interessieren noch einige weitere Zahlen aus den Rechnungen der Gesellschaft die Leser dieser Notiz:

Einnahme von 1801:	760 G.	18 Sch.	(Text von dem gleichen Johannes Schultheß: Veranlassung der Stiftung der Gesellschaft; die Kriegsleiden von 1799).
„ „ 1802:	757 „	4 „	(Verfasser derselbe: Die September-tage 1798 in Nidwalden).
„ „ 1804:	1066 „	18 „	(Verfasser derselbe: Der Brand von Gutenswil, 4. Sept. 1803).
„ „ 1805:	1216 „	28 „	(Verfasser derselbe: Der arme Knabe Werner in Hochfelden).

²⁾ Vgl. dort S. 218.

geht hervor — der Schreiber des Tagebuches gehörte selbst zu der Curatel —, daß am 28. November 1813 die „Committirten zur Besorgung der Familie Schultheß“ eine „Schlußnachricht“ an „die sämtlichen Menschenfreunde“, welche theilgenommen hatten, gedruckt ausgehen ließen, mit kurzen Mittheilungen über den jetzigen Stand der Familie, Wittwe, vier Söhne und vier Töchter, von denen die älteste, als Gattin des genialen Mechanikers Johann Georg Bodmer, damals zu St. Blasien, schon verheirathet war, während die jüngste erst dreizehn Jahre zählte. In der wohlwollendsten Weise wird über die Kinder und ihr Fortkommen Bericht abgelegt und angezeigt, daß zwar jetzt mit diesem zwölften Blatte die bisherigen Referate abgeschlossen würden, in der Meinung, daß nur ein letztes Mal die Committirten die regelmäßigen Beiträge erbäten: immerhin seien Beisteuern auch noch über dieses zwölfte Jahr hinaus willkommen. Zugleich ist die vom Rechnungsableger, alt Rathsherrn Nüscheler im Neuwegg, für den 28. November 1813 vorlegte Uebersicht aller Eingänge bis und mit 1812 durch den Tagebuchführer zur Seite gestellt. Demnach waren in elf Malen, 1802 bis 1812, 10,039 Gulden 24 Schillinge für diesen Zweck eingegangen.

